

CHIARA FRUGONI: *Das Mittelalter auf der Nase. Brillen, Bücher, Bankgeschäfte und andere Erfindungen des Mittelalters.* Aus dem Italienischen von Verena Listl (200 Seiten mit 100 Abbildungen, davon 91 in Farbe). München: C.H. Beck Verlag 2003 [it. Originalausgabe 2001], ISBN: 3406509118. Gebunden 24,90 €

Spätestens seit uns Umberto Eco in seinem *Il Nome della Rosa* (1980/1982) mitgenommen hat in jene stolze Benediktinerabtei an den Hängen des Apennin in das Jahr des Herrn 1327, wissen wir: Das (abendländische) Mittelalter ist schaurig, spannend, und es ist modern. Anders als in den Adaptionen der Geschichten um König Artus oder der Nibelungensaga verdanken wir seinem literarischen Entwurf das facettenreiche Bild einer vergangenen Welt, das als ungezwungene Synthese aus kollektiver Phantasie und wissenschaftlicher Erkenntnis aufscheint. Im Wechselspiel von historischer Rekonstruktion und detektivischer Erzählung, philosophischen Überlegungen und metafiktionaler Selbstreferentialität gelingt in dem Roman der schwierige Spagat zwischen populärer und wissenschaftlicher Unterhaltung. So wird vor der historischen Kulisse eine Epoche heraufbeschworen, die uns sehr fern und erstaunlich nah zugleich scheint: hier figürliche Deformierung und kreatürliche Rohheit, monastische Routinen und ein bedingungsloser Glaube an Gott, dort der Einsatz moderner Hilfsmittel wie der Brille, das empirische Spurenlesen des William von Baskerville sowie eine Urteilsfindung, die auf logischen Beweisschlussverfahren gründet. Indes hat sich Eco nicht nur als Literat, sondern auch als epochen- und themenübergreifend forschender Semiotiker und Kulturwissenschaftler einen Namen gemacht. Zeitgleich mit seiner literarischen Arbeit am Roman und gleichsam in dialektischer Auseinandersetzung mit ihm, träumte er in zehnfacher Weise vom Mittelalter und kam – wie kaum anders zu erwarten – zu dem Schluss, dass diese Epoche als „Schmelztiegel Europas und der modernen Zivilisation [...]“ anzuerkennen sei. „Das Mittelalter hat alles erfunden, was uns noch heute zu schaffen macht: die Banken und den Wechselbrief, die Organisation der Latifundien, die Struktur der Verwaltung und der kommunalen Politik, die Klassenkämpfe und den Pauperismus, den Streit zwischen Staat und Kirche, die Universität, den mystischen Terrorismus, den Indizienprozess, das Krankenhaus und das Bistum [...].“¹

Eine ähnliche Verbeugung vor den Leistungen des Mittelalters dürfen wir der Professorin für mittelalterliche Geschichte Chiara Frugoni unterstellen. Wie Eco in Italien und Academia beheimatet, spiegelt sich ihr Interesse am Mittelalter nicht nur in den einschlägigen Publikationen für ihre Berufszunft wieder, sondern sie hat jüngst mit dem vorliegenden, ansprechend gestalteten und mit 100, mehrheitlich farbigen Abbildungen ausgestatteten Band *Medievo sul naso* dem Zeitalter erneut ihre Aufmerksamkeit gemacht. Den 2001 bei Laterza & Figli in Rom erschienenen Band hat der Münchener C.H. Beck Verlag Ende 2003 unter dem wortwörtlich übersetzten

¹ Umberto Eco: „Zehn Arten, vom Mittelalter zu träumen“ (1983), In: Ders.: *Über Spiegel und andere Phänomene*. München 1988, S. 111-126, hier: S. 116.

(Haupt)Titel Das Mittelalter auf der Nase herausgebracht. Anstatt wie Eco den eingeübten Diskurs akademischen Erörterns gegen ein möglicherweise fiktionales Schreiben einzutauschen, zielt Frugoni hier mit einer populärwissenschaftlichen Darstellung auf Allgemeinverständlichkeit ab und orientiert sich an den Bedürfnissen einer breiten Leserschaft. Mögen die Poesie und die Doppeldeutigkeit der Titelgebung den an mittelalterlicher Kulturgeschichte, Sachkunde und Literatur Interessierten anfangs ein wenig irritieren, so sichern sie dem Werk zugleich einen ersten Aufmerksamkeitsbonus.² Doppeldeutig ist der Titel insofern, als die kombinierten Wörter ‚auf‘ und ‚Nase‘ sinnvollerweise ein optisches Utensil wie eine Brille als Objekt der Phrase erwarten lassen. Die Brille aber wird durch das Wort ‚Mittelalter‘ substituiert. Dass Sehhilfen wie Ein- und Zweigläser mögliches Thema des Buches sind, wird indessen sogleich durch die Umschlagabbildung nahegelegt, die einen Brille tragenden Apostel zeigt.³ So manifestiert sich im Titel ein gelungener Einstieg in die Lektüre, da er die Leserschaft dazu einlädt, wenn nicht auffordert, etwas länger über eine ambivalente Sinnsetzung nachzudenken. Das Sinnieren löst denn auch ein erhellendes Gedankenspiel aus, das mit Sicherheit intendiert ist. ‚Mittelalter‘ kann ein optisches Instrument wie eine Brille wohl deshalb produktiv ersetzen, weil dadurch einerseits der historische Kontext markiert wird, in dem menschengemachte Augenverstärkungen wenn nicht originär aufkommen, so doch sich durchzusetzen beginnen.⁴ Andererseits – und damit ist die überzeitliche Aktualität des Buches angezeigt – mag ‚Mittelalter‘ gleichsam metonymisch für ‚Prisma‘ stehen. Gemeint ist eine ‚mittelalterliche Optik‘, die wir oft vor Augen tragen und durch die hindurch wir auf unsere Welt schauen. Erst durch sie sind wir in der Lage, unsere Gegenwart zu erkennen und zu verstehen. Der Blick durch dieses ‚Prisma‘ wiederum ist uns so natürlich geworden, dass wir uns dessen nur noch selten bewusst sind. Frugonis Buch verspricht somit nicht weniger als Erinnerungsarbeit zu leisten und zahlreiche uns vertraute Phänomene von der Patina geschichtlicher Sedimentierungen zu befreien. Sollte beim Leser an dieser Stelle immer noch Unklarheit über den Gegenstand des Buches herrschen, buchstabiert der Untertitel schließlich aus, wohin die Lesereise führt: Es geht um mittelalterliche Erfindungen wie Brille und Buch, Bankgeschäft und Pferdestärken, Makaroni und anderes mehr. Dieses Mehr umreißt das Vorwort kaleidoskopartig, indem es weitere lebenserleichternde Erfindungen und habitualisierte Handlungsmuster und Denkweisen auflistet, die wir dem Mittelalter verdanken: vom Wasserzeichen im Papier über den Buchdruck und die Tonleiter, den Knopf, das Heckruder bis hin zur a-

² In den USA, um eine andere Übersetzungsvariante anzuführen, hat man einen etwas konventioneller klingenden Titel gewählt, der den Leser-Kunden gleichwohl aufmerken lassen soll. Dort sind es Bücher, Banken und *Knöpfe*, die als mittelalterliche Erfindungen hervorgehoben werden. Chiara Frugoni: *Books, banks, buttons, and other inventions from the Middle Ages*. Transl. by William McCuaig. New York et al. 2003.

³ Bei der Abbildung handelt es sich um einen Ausschnitt aus dem Albrechtsaltar in Kloster Neuburg von 1439.

⁴ Brennspiegel und vergrößernde Halbkugeln aus Quarz oder Glas als Vorläufer sogenannter Lesesteine waren bereits in der Antike und im Altertum bekannt. Vgl. Susanne Buck: *Der geschärfte Blick. Zur Geschichte der Brille und ihrer Verwendung in Deutschland seit 1850*. (im WWW bereitgestellte Inauguraldissertation, unter <http://archiv.ub.uni-marburg.de/diss/z2002/0109/pdf/Titelseite-Inhaltsverzeichnis.pdf>; zuletzt besucht am 23.06.2004), S. 18ff. Als Druckversion 2003 im Anabas-Verlag, F.a.M. erschienen unter dem Titel *Der geschärfte Blick. Eine Kulturgeschichte der Brille von 1850 bis heute*.

bendländischen Angewohnheit, beim Essen zu sitzen, oder den Vorstellungen vom Fegefeuer und vom Weihnachtsmann. Dabei, so die Autorin, erhebe ihr Buch „keinen Anspruch auf Vollständigkeit“ und wolle „weder alle Erfindungen und Entdeckungen des Mittelalters anführen noch allen Redensarten, Sprichwörtern und Bräuchen“ nachgehen, die auf diesen Zeitabschnitt zurückgehen. Statt dessen sei das Buch ihre „Hommage an das Mittelalter“, dessen „stets lebendige[r] Vergangenheit“ es Ausdruck verleihe (S. 7-8).

Abgesehen vom beruflichen Forschungsfeld sowie dem Respekt und der Begeisterung gegenüber den utilitären, religiösen, spirituellen und kognitiven Hervorbringungsleistungen des Mittelalters, gibt es einen weiteren Grund, Ecos und Frugonis Werke einander gegenüberzustellen. In der Weise nämlich, wie die unglaubliche Entdeckung einer alten Handschrift und die detektivische Ermittlung des William von Baskerville die Narration im Namen der Rose in Gang setzen und halten, übernimmt auch Frugoni die Rolle einer Detektivin. Sie sammelt zum Teil akribisch Spuren und bezieht in mehr oder weniger ausführlichen und anschaulichen Rekonstruktionsgängen Quellenbefunde, Fakten und Mutmaßliches aufeinander. Den Auftakt der sechs unterschiedlich langen, in Unterpunkte gegliederten Kapitel bildet der umfangreichste Themenkomplex „Lesen und Rechnen“ (S. 9-78). Sein inhaltliches Spektrum reicht von der »Kunst der Brillenfertigung«, Überlegungen zur Ikonographie der Brille als Bildmotiv und zum »Studierzimmer des Gelehrten und alle[m], was dazugehört« über die Universität als neue Bildungseinrichtung, die das soziale Prestige erhöhte und Verdienstmöglichkeiten bereitstellte (»Mit dem Buch in der Hand Geld verdienen. Die Universitäten«), die Null als importiertes rechnungstechnisch und zahlensystematisches Spitzen-Know How aus dem indo-arabischen Kulturraum bis hin zu »Banken, Pfandhäuser[n] und Leihanstalten« sowie zur Erfindung des Papiers und des Buchdrucks. Etwas unverständlich ist die Reihenfolge einiger Unterpunkte: Sie schließen sich den jeweils thematisch unmittelbar korrespondierenden nicht in jedem Fall an. So kann man fragen, warum zwischen die Ausführungen zur Universität und dem Buch als neuem (laikalen) Arbeitsmittel im Universitätsbetrieb Informationen zum (ebenfalls gelehrten) Umgang mit Narkotika und Sedativa eingeschoben sind. Oder wäre es bspw. nicht günstiger, die Ausführungen zur Erfindung des Papiers und des Buchdrucks dem Exkurs zu Handschriften, ihrer Herstellung in der späten Manuskriptkultur und ihrer Funktion im frühen akademischen Lehrbetrieb direkt folgen zu lassen, anstatt zwischen diese Punkte Erläuterungen zum Berufsstand des Notars, zur Einführung der Zeitrechnung ab Christi Geburt und zum Aufkommen von Banken, Pfandhäusern und Leihanstalten einzufügen? Der thematisch zusammenhängende Erzählfluss wird durch diese Struktur jedenfalls angehalten, was aufgrund der Kürze der ‚Unterbrechungen‘ aber nicht weiter stört. Bei der Frage nach Identität und Herkunft des Erfinders der Brille wirbelt Frugoni dann besonders viel Staub auf, wenn sie vorführt, wie die Aussage eines italienischen Dominikanermönchs von 1305 hinsichtlich seiner Bekanntschaft mit dem (angeblichen) Erfinder der Brille in den folgenden Jahrhunderten bewusst uminterpretiert, wenn nicht gefälscht wurde. Immerhin galt es, den Ruhm dieser wahrhaft großen Innovation für alle Ewigkeit einer gewissen Person oder gar einer Stadt – in diesem Fall der Heimatstadt dieser Person, Pisa – zu sichern.

Während sich die Autorin bei ihren Recherchen fast durchgängig auf vorzugsweise italienische, aber auch englische, deutsche und französische Sekundärliteratur stützt, die sie hinreichend nachvollziehbar vorstellt und zum Teil kritisch kommentiert, vermisst man mit Bezug auf ihre Auseinandersetzung mit der Geschichte der Brille einschlägige deutsche Arbeiten. Nicht, dass diese zu grundlegend anderen Ergebnissen kämen, doch sind sie größtenteils jüngeren Datums und ausführlicher als die hier benutzten und somit eine wertvolle Ergänzung.⁵ So werden hauptsächlich zwei bzw. drei kurze englische Forschungsaufsätze sowie ein sechsstufiger französischsprachiger Artikel aus einer belgischen Zeitschrift referiert.⁶ Aus zweiter Hand verweist die Autorin darüber hinaus auf zwei ältere deutsche Beiträge, von denen dann nur einer ins Literaturverzeichnis aufgenommen ist. Damit soll nicht behauptet werden, das Buch vermittele nur oberflächlich Wissen. Äußerst ausführlich arbeitet sich Frugoni z. B. an Edward Rosens „The Invention of Eyeglasses“ (1956) ab, einem der englischsprachigen Aufsätze, der als wichtiger, gleichwohl älterer Forschungsbeitrag gelten darf.⁷ An ihm moniert sie, dass Originalbefunde zugänglich gemacht, die Quellen aber außer in englischer Übersetzung leider nicht im lateinischen oder italienischen Original angegeben würden. Das verhindere einen unverstellten Nachvollzug Interessierter, dem sie entgegenkommen möchte. Und in der Tat zeichnet den Band aus, dass dem Leser die größtenteils lateinischen, aber auch italienischen Primärquellen nicht ausschließlich in deutscher Übersetzung, sondern (vor allem im Anhang) zusätzlich im Original angeboten werden. Diesem Surplus an Informationen steht aber wie weiter oben angedeutet der Mangel bibliographischer Ergänzungen gegenüber. So verweist das Buch, das der mittelalterlichen Lebenspraxis auf den Ebenen des alltäglichen Handelns, Denkens und Glaubens verpflichtet ist, zu wenig auf Standardarbeiten zum Mittelalter oder Untersuchungen zu thematisch relevanten Fragestellungen.⁸ Dieses Manko ist jedoch nicht allein der Autorin, sondern auch der

⁵ Dazu zählen neben anderen Nils Jockel: *Vor Augen. Formen, Geschichte und Wirkungen der Brille*. Hamburg: Museum für Kunst und Gewerbe 1986; Heinz Herbert Mann: *Augenglas und Perspektiv. Studien zur Ikonographie zweier Bildmotive*. Berlin: Gebr. Mann Verlag 1992, bes. Kap. 1-5; Petra Südmeyer: „Die bewaffneten Augen“. *Gesellschaftliche Ablehnung und Aneignungen der Brille im 19. Jahrhundert*. In: Silke Götsch u. Kai Detlev Sievers, Hgg.: *Kieler Blätter zur Volkskunde*, Bd. 25, 1993. Kiel 1993, S. 111-194 sowie Ulrich Löber, Hg.: *Da guckste! Technik und Kulturgeschichte der Brille*. Veröffentlichungen des Landesmuseums Koblenz; Nr. 48. Koblenz: Landesmuseum 1994.

⁶ Vgl. S. 9-31 sowie die Anm. Nr. 4-56, S. 169-174.

⁷ Rosen bietet vor allem Quellen, mit deren Hilfe die Urheberschaft (und Fälschungsgeschichte) der Brille und ihrer Erfindung rekonstruiert werden kann. Um die verbleibenden Ungereimtheiten etwas mehr auszuräumen, hätte Frugoni möglicherweise den Beitrag von Richard Greef „Eine Fälschung aus der Geschichte der Brille“, In: *Sammlung wissenschaftlicher Aufsätze und Berichte über die Brille und ihre Geschichte*. Hg. v. den Firmen Carl Zeiss, Oberkochen u. Marwitz & Hauser, Brillenmacher, Stuttgart. Oberkochen, Stuttgart 1958, S. 126-127, bestimmt aber Heinz Herbert Mann konsultieren können (wie Anm. 5, Kap. 1, S. 17ff.).

⁸ An einschlägigen Arbeiten aus der Mittelalter-Forschung nenne ich nur Aaron J. Gurjewitsch: *Das Weltbild des mittelalterlichen Menschen*. Dresden 1978, und Ivan Illich: *Im Weinberg des Textes. Als das Schriftbild der Moderne entstand*. F.a.M. 1991. Auch Charles Panatis' *Universalgeschichte der ganz gewöhnlichen Dinge* (Dt. Fassung v. Udo Rennert u. Doris Mendlewitsch. F.a.M. 1996) scheint mir eine wertvolle Ergänzung zu bieten.

Übersetzung und dem deutschen Lektorat zuzuschreiben. So ist nach dem Editionsverständnis und der Verantwortung des Beck Verlages hinsichtlich der Einrichtung fremdsprachiger Publikationen für den deutschen Markt zu fragen, zumal solcher, die sich sowohl an ein interessiertes Laien- als auch ein Fachpublikum richten. Im Fall des über einen engen Kennerkreis hinaus bekannten Mediävisten Jacques Le Goff ist bspw. von vornherein so verfahren worden, dass seine Werke, auf die sich Frugoni entweder in italienischer Übersetzung oder im französischen Original bezieht, im Literaturverzeichnis ganz selbstverständlich als deutsche Ausgaben angegeben sind und eine zusätzliche Studie aufgelistet ist. Das ermöglicht einen schnellen Zugriff auf andere (wissenschaftliche) Zugänge und Forschungsergebnisse.⁹ Bei anderen Autoren hat man sich diese Mühe nicht gemacht. Zu nennen wäre Alexander Koyré, dessen französischsprachigen Beitrag man problemlos zwei weitere hätte zur Seite stellen können, selbst wenn in ihnen der historische Untersuchungszeitraum über das hinausgehen mag, was gemeinhin dem Mittelalter zugerechnet wird.¹⁰ Dass der Verlag das Literaturverzeichnis nicht ergänzt, d. h. das zeit- und themenbezogene Forschungsfeld inklusive der dazugehörigen Literatur nicht aufgearbeitet und bereitgestellt hat, scheint mir bedauerlich. Eine eigenständige Recherche wäre mit Sicherheit sinnvoll, wünschenswert und im Interesse des Lesers gewesen, und der Mehraufwand hätte sich gewiss ausgezahlt.

Die zahlreichen Abbildungen, die das Buch präsentiert und die die sprachliche Argumentation flankieren, sind durchnummeriert, in zahlreichen Fällen durch Detailvergrößerungen hervorgehoben und mehrheitlich sorgfältig beschrieben. Kritisch anzumerken ist, dass bei den Illuminationen und Miniaturen aus Handschriften deren Siglen nicht angegeben sind. Zwar lassen sich die Standorte der Kodizes dem Abbildungsverzeichnis entnehmen, doch dürfte es aufgrund der fehlenden Informationen problematisch sein, sie hinreichend zu identifizieren. Der 'inspirierte' Rezipient wird folglich nacharbeiten müssen, um die Siglen-Angaben zu eruieren, wenn diese für einen genauen Nachweis zum Zitieren oder für die Bereitstellung der Originale (im besten Fall) benötigt werden. Des weiteren garantiert die Fülle der Abbildungen im Buch nicht automatisch, dass alle Punkte durch sie begleitet, veranschaulicht und belegt würden. Die Ausführungen zu den im 13. Jahrhundert aufkommenden abnehmbaren, zunächst mit Hilfe von Bändern geschnürten, später geknöpften Ärmeln etwa lassen einschlägige mittelalterliche Bildbelege vermissen. Statt dessen wird das berühmte Gemälde von Georges de La Tour „Der Falschspieler“ vorgestellt, das von 1625 stammt. Welche Funktion übernimmt es im Zusammenhang der vorliegenden Erörterung? Sind einige der hier vorgestellten Hervorbringungsleistungen vielleicht gar nicht genuin mittelalterlich? An dieser Stelle wäre eine Diskussion um die Defini-

⁹ Vgl. S. 195. Von J. Le Goff sind angegeben: *Die Geburt des Fegefeuers*. Stuttgart 1984; *Die Intellektuellen im Mittelalter*. 4. Aufl., Stuttgart 2001 und „Zeit der Kirche und Zeit des Händlers im Mittelalter“, In: *Schrift und Materie der Geschichte*. Hg. v. Claudia Honegger. F.a.M. 1977, S. 393-414.

¹⁰ Vgl. S. 194. Ich denke an folgende Bücher von A. Koyré: *Von der geschlossenen Welt zum unendlichen Universum*. F.a.M. 1980 und *Leonardo, Pascal und die Entwicklung der kosmologischen Wissenschaft*. Berlin 1994. Auf das Problem, wann und wo das Mittelalter beginnt und endet, gehe ich nicht weiter ein. Dennoch bleibt dies eine interessante, womöglich entscheidende Frage. Stellen tut sie sich auch bei der Einschätzung der im Buch vorgenommenen Bildauswahl, worauf ich weiter unten kurz zu sprechen komme.

tion von Epochen und ihren Grenzen möglicherweise hilfreich, doch kann diese hier nicht durchgeführt werden. Dass Frugoni im Falle La Tours in die Frühe Neuzeit vorseilt, um eine bildbasierte Legitimation zu finden, die „alle Arten der Ärmelbefestigung“ (S. 117) zeigt, ist auch nicht problematisch. Vielmehr ist es die Praxis, bei Mangel an mittelalterlichen Belegen ganz ohne Kommentar auf Zeugnisse aus einer stark veränderten Kulturlandschaft zurückzugreifen, die die Trennschärfe aufheben kann, die bei aller Vorsicht vor einer zu rigorosen Einteilung zur Ausdifferenzierung von Epochen nötig bleibt. La Tours Gemälde steht nicht allein für eine hier und dort fragwürdige Bildauswahl. Zu nennen wären auch die „Anbetung der Könige“ oder das Detail der Windmühle aus der „Kreuztragung“ von Pieter Brueghel d. Ä., beide 1564 entstanden, die ebenfalls Boten einer wohl nicht mehr mittelalterlich zu nennenden veränderten Kunstpraxis und Wahrnehmungsweise sind (S. 39, Abb. 18; S. 139, Abb. 91).

Wie förderlich alles in allem Bilder zur Veranschaulichung von primär schriftsprachlich kommunizierten, zum Teil abstrakten historischen Sachverhalten sind, wird an anderen Beispielen hingegen sehr schön erkennbar. So macht der Punkt »Brillenabbildungen in der Malerei« (S. 21-31) deutlich, wie die gewachsene Nobilität der Brille für eine retroaktive ‚optische Prothetisierung‘ etwa von Aposteln und Heiligen sorgt, andersherum ‚bebrillte‘ Berühmtheiten das neuartige Utensil kreditieren und meritieren oder wie Sehhilfen auch als pejoratives Attribut zum Einsatz kommen, z. B. wenn jüdische Schriftgelehrte, zinswuchernde Geldverleiher oder andere dadurch diffamiert werden. Zu sehen etwa ist das Werk eines Malers, der dem hl. Augustinus zu Beginn des 15. Jahrhunderts anachronistisch eine Brille auf sein Lese- und Schreibpult legt (Abb. 9, S. 23), oder ein Brille tragender Händler, der seinem negativ gezeichneten, offenbar jüdischen Geschäftemacher-Komplizen Geld auszahlt (Abb. 16, S. 35). Dass sich die Hose aus den Socken und Strümpfen, später engangliegenden und an der Taille befestigten Unterhosen entwickelt hat, also auf zwei separate schlauchförmige Beinbekleidungen zurückgeht, wird am Detail aus „Die Wirkung des Jungbrunnens“ (S. 123, Abb. 79) ablesbar.¹¹ Anhand des Holzschnittes „Das ewige Leben“ (S. 71, Abb. 43) gelingt es dem modernen Betrachter, die Vorstellungswelt des gläubigen Menschen im Mittelalter hinsichtlich des Zusammenhangs von (kirchlich gesteuerter) Frömmigkeit, Solidarität und Barmherzigkeit den Mitmenschen gegenüber (der Mons Pietatis in der Mitte des Holzschnittes setzt sich aus konkreten Dingen wie Nahrungsmitteln und Geld zusammen) und dem himmlischen Reich Gottes anschaulich nachzuvollziehen.

Der Zielsetzung des Buches entsprechend, das heißt im Rahmen einer vom Umfang her begrenzten und für ein heterogenes Publikum bestimmten Darstellung, die so ausführlich und präzise wie möglich sein soll,¹² wird relativ detailliert die Ablösung der Schriftrolle (rotulus) und des aus mehreren Einzellagen (zunächst hölzerne Tafeln, später Pergament) zusammengefügt codex durch das Buch aus Papier in den Blick genommen. Dabei werden Herkunft und Beschaffenheit des Codex nicht nur am Rande erwähnt, sondern knapp, gleichwohl fundiert besprochen. Während zu-

¹¹ Im englischen Wort ‚hose‘ ~ dt. (Garten)Schlauch, das den altgermanischen Verwendungskontext anzeigt, ist diese ursprüngliche Bedeutung noch bewahrt.

¹² Vgl. im Vorwort S. 7-8 und weiter oben.

dem über den Synergieeffekt von Handschrift bzw. Buch und dem ebenfalls im Hochmittelalter einsetzenden Universitätsbetrieb informiert wird, geht die Autorin auch auf Feinheiten wie die Voraussetzungen und Durchsetzung des stillen Lesens sowie die verschiedenen Wort-, Satz- und Textgliederungsverfahren ein.¹³ Dass für den zur Papierherstellung aus Stoffhadern, Seidenfetzen oder Pflanzenfasern durch Zusatz von Wasser entstehenden Brei der Ausdruck ‚Pulpe‘ gebräuchlich ist, kann hier schnell nachgereicht werden.¹⁴ Dieses Manko mag der Übersetzung geschuldet sein, ebenso die nicht eindeutige Unterscheidung von ‚Wucher‘ und ‚Zins‘ bei den Ausführungen zu »Banken, Pfandhäusern und Leihanstalten«. Im letzteren Fall versucht der Text, für beide Begriffe eine jeweils eigenständige Bedeutung zu konstruieren, um so die damals unterschiedlich praktizierte Beurteilung von und den Umgang mit jüdischen Geldverleihern versus christlichen Geldgeber-Nehmern zu erklären. Allerdings hat das Mittelalter beide Begriffe oft synonym verwendet, was sich mit einer Interpretation stößt, die von ausdifferenzierten Begriffen ausgeht.

Neben solchen kleineren Schnitzern fallen aber auch einige wenig Mängel auf, die gravierender sind und auf einen nicht durchgängig wissenschaftlicher Genauigkeit verpflichteten Darstellungsmodus schließen lassen können. So wird das Jahr 1450 als eindeutiges Erscheinungsdatum des ersten Bibeldrucks angegeben und die 36zeilige Bibel als erstes Printprodukt Gutenberg vereinnahmt (S. 77). Dem widersprechen Untersuchungen, denen zufolge die 42zeilige Version des Heiligen Buches, die sogenannte B 42, die erste (lateinische) Bibel war, die der Mainzer um 1454 und nicht später als August 1456 in einer Auflage von 180 Exemplaren mit seinen Pressen produzierte.¹⁵

Das zweite Kapitel (S. 79-113), das sich von »Spielkarten« und »Glücksspielen« über den »Karneval« bis hin zur Vorstellung vom »Fegefeuer« und der »Einführung der Räderuhr« einer Palette weiterer Erfindungen und Denkbilder widmet, ist pointiert mit „Buntes Allerlei“ überschrieben. Dem schließt sich das 3. Kapitel über das „An- und Auskleiden“ mit den bekleidungstechnisch innovativen Knöpfen, abnehmbaren Ärmeln und Hosen an, gefolgt von Kapitel 4 über die „Entdeckung der Gabel“, neue »Tischmanieren« und natürlich die Geschichte der »Nudel«. Das fünfte und sechste Kapitel gehen knapp auf die Veränderungen in der Kriegsführung durch das »Schießpulver« und den verstärkten Einsatz des »Pferdes« als Energiequelle und Waffe ein und beleuchten in „Zu Land und zu Wasser“ in der Arbeits- und Entdeckungswelt hochwillkommene Nova wie die »Schubkarre«, den »Magnetnadelkompass« und das »Heckruder« bei Schiffen. Was die Ausführungen zur Schubkarre anbetrifft, so sind diese sehr knapp gehalten, und die Erklärungen der Autorin sind etwas vulgärsoziologisch, wenn mit der Behauptung, die Römer hätten sich „vermutlich um die Schufferei der Sklaven keine großen Gedanken“ gemacht (S. 155), die mittelalterliche Erfindung der Schubkarre als arbeitserleichterndes Beförderungsmittel be-

¹³ Vgl. Anm. 8 den Verweis auf I. Illich.

¹⁴ Die Übersetzerin spricht von ‚Paste‘ (S. 72).

¹⁵ Vgl. unter <http://www.gutenbergdigital.de/bibel.html> (zuletzt besucht am 23.05.2004) oder Petra Bohnsack: „Gutenberg und die Bibel. Verbreitung und kulturelle Bedeutung“, In: Dies. u. Hans-Friedrich Foltin, Hgg.: *Lesekultur. Populäre Lesestoffe von Gutenberg bis zum Internet*. Marburg: Universitätsbibliothek 1999, S. 7-28.

gründet werden soll. Im Gegensatz dazu ist in Charles Panatis Universalgeschichte über die Schubkarre zu erfahren, dass sie in der Geschichte der vom Menschen geschaffenen Gerätschaften eine Sonderstellung einnimmt, da sie mehrmals erfunden wurde, zu verschiedenen Zeiten, an verschiedenen Orten und zu unterschiedlichen Zwecken. Um 200 n. Chr. ist sie erstmalig in China belegt, doch sieht sie dort noch anders aus als die uns in mittelalterlichen Quellen überlieferten Beispiele und dient zunächst der Beförderung von militärischem Nachschub, in Folge dem Transport verwundeter oder gefallener Soldaten. Der europäische Schubkarren kam in der Tat im Mittelalter auf und ist aller Wahrscheinlichkeit nach die Weiterentwicklung eines früheren Tragebehälters, und zwar der Mörtelmulde, eines zwischen zwei Holzstangen aufgehängten und vorn und hinten von zwei bzw. vier Personen getragenen Holztrogs. Etwa um das 12. Jahrhundert wurden die vorderen Träger durch ein kleines Rad ersetzt.¹⁶ Unbefriedigend ist Frugonis Exkurs zur Schubkarre nicht allein wegen dieser fehlenden, m. E. aber wichtigen Information, sondern weil terminologisch nicht sauber argumentiert wird: Lateinisch ‚carrus‘, das ursprünglich eine Art vierräderigen Transportwagen, Karren und Wagen aller Größen meinen konnte, führt sie aufgrund der lexikalischen Ähnlichkeit als Vorläufer der abendländischen Schubkarre an. Aufgrund einer solchen Ähnlichkeit ist aber nicht automatisch auch die semantische Verwandtschaft zweier Begriffe bewiesen.

Der auf Text-Bild-Beziehungen in der mittelalterlichen Manuskriptkultur spezialisierte Mediävist Norbert H. Ott steuert abschließend ein kurzes und dezidiert wissenschaftliches Nachwort bei, das die Überschrift „Mit Bildern argumentieren“ trägt (S. 160-165). Während er im Grunde genommen nur Positives über das Buch zu sagen hat, nimmt sich sein Beitrag aus stilistischer Sicht im Vergleich zum anschaulichen und sprachlich wie syntaktisch ‚geerdeten‘ Darstellungsmodus des Vorangegangenen als radikale Zäsur aus. Zwar expliziert und bewertet er Frugonis Strategie einer gleichwertigen Indienstnahme textueller und ikonischer Quellen zur Vermittlung des Themas völlig korrekt:¹⁷ Die Autorin habe sich „diesen für den mittelalterlichen Erkenntnisprozess typischen, ungespaltenen Zugang zu den Gegenständen“ zu Nutze gemacht. Die verwendeten Abbildungen seien alles andere als nur Beiwerk oder Illustration des aus Textquellen Erschlossenen. Vielmehr würden die bildlichen Quellen als gleichwertige historische Zeugnisse ausgewertet. Damit habe Frugoni „den schon im Mittelalter entwickelten mehrdimensionalen Blick auf die Welt in den Wissenschaftsbegriff der Gegenwart überführt.“ (S. 164f.) Doch dröhnen andere seiner theoretischen Formulierungen so wortgewaltig, dass man zu fürchten beginnt, Frugonis ‚Erzählung‘ am Ende nicht mehr wiederzufinden. Um den Diskurs Otts zu verdeutlichen, mag folgende einleitende Passage seiner Überlegungen ein Beispiel geben:

Die für die Struktur des Erkenntnisprozesses wohl nachhaltigste Möglichkeit der neuen Kommunikationssysteme am Übergang von der Gutenberggesellschaft zur Netzwerkgesellschaft ist die Verknüpfung bislang getrennter Medien der Überliefe-

¹⁶ Charles Panati (Anm. 8), S. 225-227.

¹⁷ Ein solches Vorgehen hat, nebenbei bemerkt, eine lange Tradition, die über das Mittelalter hinaus zurückreicht und eigentlich erst durch Lessings *Laokoon*-Schrift (1766) und deren Rezeption unterbrochen wurde.

rung und Vermittlung von Wissen und Erfahrung zu einem neuen, grenzüberschreitenden Medium: Über die auf Grundlage einer mathematisch codierten Matrix technisch vermittelte Audiovisualität der Turing-Galaxis werden Bilder und Schriften, Noten und Zahlen zu Ikonotexten verknüpft, zu höchst komplexen multimedialen Kombinationen – ein Zugang zur Welt, der als alleinige Errungenschaft der elektronischen Medienkultur der Gegenwart gilt, [...]. Usw. (S. 161)

Es ist das Verdienst Chiara Frugonis, durch eine Vielzahl von uns gerade heute vertrauten Phänomenen informativ und bündig, allgemeinverständlich und unpräzise in die mittelalterliche Alltagswelt einzuladen. Die Bedeutung des Mittelalters als Quelle bis in die Gegenwart ausstrahlender gegenständlicher, institutioneller und vorstellungsweltlicher Erfindungen wird in dem insgesamt ansprechenden Buch im Zusammenspiel von sprachlicher und bildgestützter Argumentation beeindruckend vermittelt. Gleichwohl fallen einige Lapsus und Mängel auf, die bei der Lektüre zu berücksichtigen sind. Aufgrund der Tatsache, bei weniger als 150 Seiten Raum für Fließtext die Fülle an Material konzis, gleichwohl inhaltlich fundiert und faktisch genau zu präsentieren, dürfte es nicht in jedem Fall möglich gewesen sein, widersprüchliche oder nebulöse Überlieferungszustände kritisch zu diskutieren und aufzuarbeiten. So ist es ein Oszillieren zwischen einer manchmal vereinfachten Darstellung, die hier und dort inhaltliche Mängel aufweist, und einer wissenschaftlicher Verankerung verpflichteten Arbeit, das Frugonis Präsentation ausmacht. Ist somit die wissenschaftliche Qualität der Retrospektive nicht durchgängig gegeben, tritt sie hinter der stärker auf Allgemeinverständlichkeit abzielenden und an einem breiten Publikum ausgerichteten Darstellung aber keinesfalls komplett zurück. Sie ist als alternative Lesart vielfach enthalten. Nicht allein Norbert Otts Einordnung und Beurteilung einer ikonisch-bildlichen Vermittlungsstrategie im Allgemeinen und der von Frugoni im Besonderen zeichnet dafür verantwortlich; hinzu kommen der 22-seitige Anmerkungsapparat, das zehn Seiten umfassende Literatur- und Abbildungsverzeichnis sowie eine Fülle an originalsprachlichen Zitaten, dank derer Nachprüfbarkeit und Anschlussfähigkeit für eine weiterführende Beschäftigung gewährleistet sind. Angesichts der hochwertigen Farbabbildungen und dem relativ moderaten Preis liegt die Vermutung nahe, dass Frugonis Buch als Wissensliteratur sowohl das nicht-wissenschaftliche als auch wissenschaftliche Publikum ansprechen kann. Es bleibt zu hoffen, dass sich diese Annahme bestätigt.

Jörn Münkner
Humboldt-Universität zu Berlin
Helmholtz-Zentrum für Kulturtechnik
Projektgruppe 'Bild-Schrift-Zahl'
Unter den Linden 6
D-10099 Berlin
Joern.Muenkner@rz.hu-berlin.de

Wir schlagen Ihnen folgende Zitierweise für diesen Beitrag vor:

Münkner, Jörn zu: Chiara Frugoni: Das Mittelalter auf der Nase. Brillen, Bücher, Bankgeschäfte und andere Erfindungen des Mittelalters. Aus dem Italienischen von Verena Listl. München: C.H. Beck 2003. In: Perspicuitas. Internet-Periodicum für mediävistische Sprach-, Literatur- und Kulturwissenschaft. Online unter: <http://www.perspicuitas.uni-essen.de/rezens/rezfrugoni.pdf> [Eingestellt am 04.11.2004; 10 Seiten.]